

Who cares? Sorgende Gemeinschaft – Modell der Zukunft?

In den letzten Jahren wird zunehmend über das Thema der sorgenden Gemeinschaften (engl. Caring Communities) diskutiert. Dafür gibt es verschiedene Gründe.

Der demografische Wandel führt nicht nur zu einer wachsenden Zahl pflegebedürftiger Menschen, sondern macht auch deutlich, wie wichtig informelle Versorgungsstrukturen im häuslichen Umfeld sind. Von rund fünf Millionen Pflegebedürftigen in Deutschland werden vier Millionen ausschließlich informell – also ohne professionelle Pflege – betreut. Daher gewinnt der ambulante Bereich zunehmend an Bedeutung.

Auch der soziale Wandel bringt neue Herausforderungen mit sich, u.a. eine Zunahme an Singlehaushalten sowie bei Familien die Vereinbarung von Erwerbs- und Familienarbeit. Gesellschaftliche Entsolidarisierungsprozesse verstärken nicht nur das Risiko von Einsamkeit, sondern werfen auch die Frage auf, welche Rolle Soziale Arbeit für eine Stärkung der Demokratie übernehmen kann. Hinzu kommen der Fachkräftemangel und ein stark fragmentiertes System sozialer Dienstleistungen. Zukünftig wird es daher wichtiger, zielgruppen- und handlungsfeldübergreifende Ansätze zu entwickeln, die die klassischen Grenzen von u.a. Senior*innen-, Jugend- oder Migrationsarbeit überwinden. Genau hier setzt das Leitbild der sorgenden Gemeinschaft an.

Die Idee sorgender Gemeinschaften entstammt verschiedenen Arbeitsfeldern sowie Arbeitsansätzen der Sozialen Arbeit. Diskutiert wird sie etwa in der Palliativ- und Hospizarbeit sowie im Siebten Altenbericht. Zudem findet sich die Idee in Methoden der Gemeinwesenarbeit und des community organizing, die auf Empowerment sowie Sozialraumorientierung setzen.

In der Schweiz und in Österreich wird die Thematik bereits seit längerem intensiv behandelt. Peter Zängl (FH Nordwestschweiz) beschreibt die caring community als eine Gemeinschaft in einem Quartier, einer Gemeinde oder einer Region, in der Menschen füreinander sorgen und sich gegenseitig unterstützen. Jede und jeder nimmt und gibt etwas, gemeinsam übernimmt man Verantwortung für soziale Aufgaben (Zängl 2020). Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) versteht sorgende Gemeinschaften als Zusammenspiel verschiedener Akteur*innen – Bürger*innen, Staat, Zivilgesellschaft und professionelle Dienstleister (BMFSFJ 2014). Auf Quartiersebene gehören dazu u.a. Nachbarschaften, Initiativen, Vereine, Schulen und Kitas, Kunst- und Kultureinrichtungen, Kirchen- und Religionsgemeinschaften, Unternehmen sowie die kommunale Verwaltung und Politik.

Zur praktischen Umsetzung, ist es hilfreich, ein stufenweises Vorgehen zu wählen, wie es die Caring-Community-Pyramide von Sempach (2019) beschreibt. Ausgangspunkt ist eine Kultur gegenseitiger Wahrnehmung und Begegnung. Darauf aufbauend entstehen Strukturen gemeinsamer Verantwortung für Sorgeaufgaben im Quartier. Ziel ist der Aufbau eines verlässlichen Unterstützungssystems, das nicht dem Zufall überlassen bleibt, sondern durch Strukturen und Verantwortlichkeiten eine Sicherheit schafft.

Als zentrale Merkmale einer Caring Community lassen sich daher folgende Punkte festhalten:

- Raumbezug (Quartier, Nachbarschaften...)
- Breites Sorge-Verständnis (fürsorglicher Umgang miteinander)
- Partnerschaftliches Zusammenwirken sozialer Netze, zivilgesellschaftlicher Selbstorganisation und staatlicher Akteure („Wohlfahrts-Mix“)
- Geteilte Werthorizonte
- Geteilte Infrastrukturen und Ressourcen
- Herausbildung nur bedingt planbar.

Der viel diskutierte Ansatz der sorgenden Gemeinschaften bringt auch Herausforderungen mit sich. Ein zentraler „Stolperstein“ ist eine fehlende eindeutige Definition. Vielmehr wird durchgehend von einer Leitidee und einer Vision gesprochen. In bisherigen Projekten hat sich zudem gezeigt, dass ein Projekt zeitlich nicht ausreicht, um eine Sorge-Kultur zu etablieren. Vielmehr ist dies ein fortwährender Prozess, der einen langen Atem benötigt. Zudem ist zu reflektieren, welche Gruppen in den Prozess eingebunden werden, um soziale Ungleichheiten nicht zu reproduzieren. Im Rahmen von partizipativ angelegten Quartiersprojekten ist bereits bekannt, dass sich insbesondere die Menschen einbringen, die über die entsprechenden Ressourcen verfügen.

Ein weiteres Problem ist, dass viele Menschen Hilfe nur ungern annehmen oder dass die angestrebte Wechselseitigkeit (Reziprozität) nicht immer gelingt. Auch die Frage, wann professionelle Unterstützung notwendig ist, bleibt oft offen.

Kritiker*innen warnen vor einer möglichen Deprofessionalisierung der Pflege- und Sorgearbeit und einer Übertragung staatlicher Aufgaben auf freiwillig Engagierte. Daher ist es entscheidend, ehrenamtliche Arbeit stets durch hauptamtliche Fachkräfte zu begleiten und geeignete Rahmenbedingungen zu schaffen.

Was lässt sich aus der Idee der sorgenden Gemeinschaft für die Soziale Arbeit mitnehmen? Der Ansatz der Caring Community bietet zunächst die Möglichkeit, die eigene Arbeit zu reflektieren, u.a. hinsichtlich folgender Aspekte:

- Wie arbeiten aktuell hauptamtlich Tätige, freiwillig Engagierte und informell Helfende zusammen?
- Welche Angebote machen wir und wo gibt es „versteckten“ Hilfebedarf, der nicht gut gedeckt ist?
- Wie ist das Zusammenleben in der Nachbarschaft? Wie ist das wechselseitige Vertrauen?
- Wer ist bei uns sozial isoliert? Welche Bevölkerungsgruppen haben es bei uns sehr schwer?
- Wo gibt es bereits gut funktionierende Sorgenetzwerke?

Solche Reflexionsprozesse ermöglichen, vorhandene Potenziale zu erkennen und neue Perspektiven zu entwickeln. Die Idee stärkt eine inklusive, partizipative Quartiersarbeit und betont die Rolle der Sozialen Arbeit insbesondere in der Förderung von sozialer Teilhabe durch Koordination und Vernetzung.

Dazu gehören auch die Übernahme einer moderierenden Rolle (anknüpfend an Ansätze des community organizing) sowie die Ermöglichung des Austauschs zwischen professionellen Dienstleistenden und Engagierten im Sinne eines Schnittstellenmanagements. Künftig wird es zudem verstärkt um die Schaffung von

Räumen als Begegnungs-/ Wohlfühlorte gehen (Schlagwort Dritte Orte). Zudem werden die hauptamtlich Tätigen in der Sozialen Arbeit dafür Sorge tragen müssen, einerseits freiwilliges Engagement zu fördern, andererseits aber zu verhindern, dass sich der Sozialstaat seiner Verantwortung entzieht. Dies kann unter anderem auch gelingen, indem ausgehend von best-practice Beispielen die Stadtspitze und die Kommunalpolitik für das Thema der sorgenden Gemeinschaften sensibilisiert werden, denn bereits durchgeführte Projekte zum Thema haben gezeigt, dass das Leitbild der sorgenden Gemeinschaft „von oben“ gewollt sein muss und damit auch entsprechende Strukturen bereitgestellt werden müssen.

Literatur:

Konferenz Diakonie Schweiz (Hrsg.)(2021): Sorgende Gemeinschaft. Ein Grundlagenpapier der Konferenz Diakonie Schweiz der EKS.

Schuchter, P./ Wegleitner, K. (2018): Caring Communities: Wider die Instrumentalisierung und Reproduktion modernen Sozialtechnologie. In: Klie, T./ Bruker, C. (eds.) "Sterben in Verbundenheit." Einblicke in die palliative Versorgung und Begleitung in Deutschland. Heidelberg: Verlag medhochzwei. 114-126.

Sempach, R. (2019). Caring Communities auf dem Prüfstand. In: Thema Im Fokus. Zeitschrift der Dialog Ethik. 19. Jg. (2). S. 32-35.

Wörle, T. (2025): Was heißt eigentlich „sorgende Gemeinschaft“? Vom Begriff zur Bewegung. Vortrag im Rahmen des digitalen Fachtags des Forums Seniorenarbeit am 27. August 2025.

Zängl, P. (2020): Caring Community. Eine definitorische Annäherung. Präsentation anlässlich der Jahrestagung Caring Communities, 19.10.2020 Online-Konferenz.

Dr. Vera Miesen
17.10.2025